

Lokativ sei, erscheint mir problematisch, zumal es sich offenbar um das einzige Beispiel dieser Art handelt (vgl. zur Stelle auch Shackleton-Bailey: Text u. app. crit., BT 1987 und Kommentar, Cambridge 1968).

Zu 398,1: Die Formulierung „Der Vokativ der o-Deklination endet auf -e“ ist ergänzungsbedürftig, denn lediglich die Wörter auf -us haben diese besondere Vokativendung (nur Plautus verwendet die alte Vokativ-Form *puere*, z. B. asin. 382).

Es ist schwer zu vermitteln, dass das Gerundivum immer passive Bedeutung habe (509-517,3), wenn andererseits (513) festgestellt wird: „Wenn das Gerundium ein Akkusativobjekt regiert, kann es ... durch eine dominante Gerundivkonstruktion ersetzt werden, die in ihrer Gesamtheit syntaktisch ... und semantisch der Gerundiumkonstruktion entspricht“. Da „das Gerundium i. d. R. aktive Bedeutung hat“ (509,2), müsste dies logischerweise in der Gerundiv-Konstruktion auch für das Gerundivum gelten.

Alles in allem gebührt den Bearbeitern Dank und Anerkennung für ihre kenntnisreiche, fleißige und gediegene Arbeit (heutzutage schon hervorzuheben: fast keine Druckfehler). Wenn sie auch bescheiden feststellen, „der eigene, originelle Beitrag der »Syntax und Semantik« ist also gering“, so ist es ihnen jedenfalls gelungen, den alten Menge zu einem zeitgemäßen, modernen wissenschaftlichen, aber auch ästhetischen Ansprüchen genügenden Buch umzugestalten; er bleibt so – und das ist nicht zuletzt das Verdienst von Burkard und Schauer – ein Standardwerk für Studenten und Lehrer der lateinischen Sprache. Gymnasiasten werden sich allerdings kaum dazu aufraffen, das Riesenwerk zu konsultieren. Und das ist eigentlich schade. Denn da sich die Bearbeiter für das Übertragen aus dem Lateinischen ins Deutsche und umgekehrt konsequent der kontrastiven Methode bedienen, könnten unsere Schüler erfahren, dass Lehrer, die bei der Korrektur ihrer Klausuren allzu pingelig auf einer wörtlichen Übersetzung bestehen, bisweilen über das Ziel hinausschießen. Beispielsweise entspricht die Übertragung von *legati Romanorum* durch „römische Gesandte“ dem Deutschen eher als

die Beibehaltung des Genetivs (27,2); bei der Übersetzung von *Hunc librum divulgari necesse est* (orat. 1,1,2) sollte der im Lateinischen übliche passive Infinitiv deutsch besser im Aktiv erscheinen (480,1); *hic* und *ille* können außer mit „dieser“ und „jener“ auch mit „er“ wiedergegeben werden (70,2f.); *Lucullus homo sapientissimus* mit: der weise Lucullus (267,3a); *videsne?* heißt durchaus auch: „siehst du nicht?“ (414,1b). Aber Lehrer, die solche Fehler anstreichen, gibt es wohl gar nicht mehr.

- 1) Kühner, R. / Stegmann, C.: Ausführliche Grammatik der lateinischen Sprache. 3. Aufl. durchges. v. A. Thierfelder, Hannover 1955.
- 2) Rubenbauer, H., / Hofmann, J. B. / Heine, R.: Lateinische Grammatik. 10. Aufl. München 1977.
- 3) Pinkster, H.: Lateinische Syntax und Semantik. Tübingen 1988.
- 4) Happ, H.: Grundlagen der Dependenzgrammatik des Lateinischen. Göttingen 1976.

PETER HELMS, Berlin

*Metzger, Gerhard: Lateinische Literaturgeschichte. 5. Aufl. Freising: Stark 1995. 119 S., 17,90 DM (ISBN 3-89449-132-9).*

Eine lateinische Literaturgeschichte auf 119 Seiten zu verfassen ist sicherlich kein leichtes Unterfangen. Es ist jedoch grundsätzlich gerechtfertigt, wenn man bedenkt, dass das Werk Teil einer Reihe mit dem Titel „Abitur Training“ ist und sich an Gymnasiasten und Studenten der ersten Semester richtet. Auch der Ansatz, die Entwicklung der Literatur nicht von dem historischen Geschehen abzukoppeln und in „konzentrierter und dennoch möglichst klarer und übersichtlicher Form die Autoren und ihre Werke“ (Vorwort, o. S.) zu präsentieren, verdient Lob. Die Umsetzung dieses Ansatzes ist jedoch – um das Ergebnis gleich vorwegzunehmen – misslungen. Es ist auch für einen wohlwollenden Kritiker nicht leicht, dem Werk positive Aspekte abzugewinnen. Der in der Gliederung vorgestellte Inhalt lässt Böses ahnen: Alle Kapitel sind hintereinander durchnummeriert. Eine Zusammenfassung in literarische Epochen (durchaus nicht unüblich) fehlt völlig. Beim ersten Durchsehen vermisst man Vorliterarisches wie etwa die XII-Tafel-Gesetze. Wichtige

(Schul-)Autoren – etwa Quintilian – sind nicht aufgenommen. Dass kein Literaturverzeichnis vorhanden ist oder doch wenigstens Literaturhinweise am Ende der Kapitel angegeben werden, vermisst man schmerzlich, zumal das Werk leider auch nicht frei von Fehlern ist:

Es mag ja noch angehen, wenn Rom 753 v. Chr. gegründet worden sein soll und das Ende der Königsherrschaft auf genau 510 v. Chr. datiert wird, ohne dass der Sagencharakter dieser Zahlen ausdrücklich betont wird. Doch dass der 2. Punische Krieg 221-202 (S. 4) stattgefunden habe, ist dem Historiker neu. Um bei den geschichtlichen Fehlern zu bleiben: Nach Meinung Metzgers setzen sich die Popularen für das Volk und die Optimaten für den Senat ein (S. 17). In Wirklichkeit dürften sie sich nur für sich selbst eingesetzt und das Volk bzw. den Senat benutzt haben. Innovativ sollen wohl die Begriffe „Plantagenbesitzer“ statt Latifundienbesitzer (S. 11) und „Reichsoberbibliothekar“ für Varro (S. 20) sein.

Neben den geschichtlichen Schwachstellen fallen die philologischen Schwächen viel stärker ins Gewicht: Dass Ennius zu den Wegbereitern der römischen Literatur gehört hat, wird niemand ernsthaft bestreiten. Doch die Aussage, er sei ein zweiter Homer gewesen, kommentarlos stehen zu lassen (S. 10), birgt gerade für Anfänger die Gefahr, Ennius höher als die augusteischen Klassiker zu stellen.

Doch selbst bei den klassischen Autoren muss man Schwachstellen entdecken: Bei Sallust wird zwar die Catilinarische Verschwörung ausführlich besprochen, der Krieg gegen Jugurtha aber nur in einem Satz erwähnt (S. 32f.). Caesar wird gar nur auf weniger als einer halben Seite behandelt (S. 35). Dabei fehlt eine stilistische Würdigung völlig! Damit wird ihm nur die Hälfte der Aufmerksamkeit zuteil, die Nepos erfährt, und nur etwa ein Drittel von derjenigen, die Metzger Velleius Paterculus schenkt. Muss ein Schüler damit nicht denken, dass Nepos oder Velleius Paterculus ungleich wichtiger als Caesar sind? Über Lukrez müsste eigentlich gesagt werden, dass er der einzige antike Autor ist, den wir haben, der die Lehre Epikurs abhandelt. Diesen Gesichtspunkt betont Metzger jedoch

nicht, sondern stellt auf über zwei Seiten nur die epikureische Philosophie dar. Eine solche Unterlassung ist nicht zu verzeihen.

Ob das Monumentum Ancyranum so bedeutend ist, dass es auf einer ganzen Seite dargestellt und mit einem sechszeiligen Zitat bedacht werden muss, sei dahingestellt. Wenn man es schon behandelt, sollte wenigstens der apologetische Charakter der Schrift betont werden und nicht nur in der Überschrift („Der Rechenschaftsbericht des Augustus: Das ‚monumentum Ancyranum‘“, S. 46) Erwähnung finden.

Doch weiter: Die Georgica Vergils seien „freilich nicht eine Anleitung für die Hand des Bauern, sondern Lektüre für den Städter, vielleicht in erholsamen Stunden auf dem Landgut draußen vor der Stadt.“ (S. 49). Es ist doch aber weder das eine noch das andere. Vergil will mit den Georgica gerade kein Lehrwerk verfassen, sondern die bäuerliche Arbeit und das Bauertum verherrlichen. Er will zeigen, dass der Mensch ständig in die Natur eingreifen muss, um zu leben, er aber zugleich der Natur unterworfen ist. Vergil lobt den *labor improbus*, den er in der Gegenwart schmerzlich vermisst. Der Bienenstaat des vierten Buches ist ihm dabei geradezu ein Gegenbild zu seiner Zeit. Inwieweit die *Ars amatoria* Ovids und die *Heroides* den gleichen Umfang verdienen, mag im Raum stehenbleiben (S. 69). Doch dass die *Ars amatoria* eine Persiflage auf die Fachliteratur in Gedichtform ist, hätte wenigstens geschrieben werden müssen. In den weiteren Kapiteln (35-49) gewinnt das Werk ein wenig, einmal abgesehen davon, dass bei Tacitus' *Dialogus de oratoribus* wieder eine stilistische Würdigung fehlt.

In die Literaturgeschichte wurden einzelne Exkurse eingestreut (Rhetorik, römische Wertebegriffe, Stoa). Das ist grundsätzlich nicht schlecht, jedoch hätte die Rhetorik vor das Cicerokapitel gehört und eine Erklärung der Tropen und Figuren erfolgen sollen. Man wundert sich innerhalb der Exkurse über die Wiederholungen (S. 21-30, S. 22-29). Statt nur die Stoa zu behandeln, wäre ein Kapitel über antike Philosophie (vielleicht im Zusammenhang mit Lukrez?) sinnvoller gewesen.

Am Ende der Literaturgeschichte findet sich ein chronologischer Überblick über die

lateinische Literatur (S. 103-106); gerade um den Zusammenhang zwischen den politischen Ereignissen und der Literatur besser zu verdeutlichen, wäre eine Kurzerwähnung historischer Ereignisse sinnvoll gewesen. Zusammenfassend muss man leider feststellen, dass die lateinische Literaturgeschichte von Metzger bedeutend mehr verspricht, als sie hält; die Ankündigung des Vorwortes hätte mehr Beachtung verdient. Im Falle einer 6. Auflage wäre eine völlige Neubearbeitung anzuraten. Mit dieser Literaturgeschichte alleine sollte man sich jedenfalls besser nicht auf das Abitur vorbereiten.

JENS NITSCHKE, Calau

*Das Wechselspiel von Mythos und Logos. Die Dialektik der griechischen Aufklärung als europäisches Paradigma. Ein Lesebuch für den Philosophieunterricht in Europa. Hrsg. von Luise Dreyer unter Mitarb. v. Georges Goedert u. Maria Muck. Frankfurt/Main: Diesterweg 1998. 239 S., 32,95 DM (ISBN 3-425-05597-6).*

Dieses im Auftrag der *Association Internationale des Professeurs de Philosophie* von einem internationalen Autorenteam unter Federführung von Luise Dreyer herausgegebene Lese- und Arbeitsbuch für den Philosophieunterricht verfolgt einen doppelten Zweck: zum einen möchte es Textgrundlagen und Anregungen für einen „Philosophieunterricht in europäischer Dimension“ bieten, zum andern will es am Beispiel des Wechselverhältnisses von Mythos und Logos antike Texte an philosophischen Werken späterer Zeiten (vor allem auch der Moderne) „spiegeln“ und so auf Parallelen zur griechischen Aufklärung im heutigen Denken aufmerksam machen.

Das spezifisch Europäische der Konzeption des Buches kommt zunächst darin zum Ausdruck, dass die 27 Mitarbeiter des Bandes aus 15 europäischen Ländern stammen – ein Mitarbeiter lehrt in Australien; ferner ist das Buch inhaltlich so gestaltet, dass ausgehend von der frühen griechischen Philosophie ausschließlich europäische Philosophen neben Historikern und Dichtern zu Wort kommen.

In der Einleitung wird betont, dass das dialektische Verhältnis von Mythos und Logos

nicht nur das Denken der Vorsokratiker prägte, sondern die ganze griechische Philosophie. Zwar gebe es eine Entwicklung, die immer stärker zum Logos, zur Rationalität tendiere, aber die Spannung zwischen Mythos und Logos, die im griechischen Denken angelegt ist, habe das europäische Denken bis heute stärker beeinflusst als eine bloß zweckdienliche Rationalität (wofür die Römer stehen) oder der „sich im Unendlichen verlierende Mystizismus des Orients“ (S. 10).

Das Buch ist in 24 Abschnitte gegliedert. In jedem Abschnitt sind einem oder mehreren Texten aus der griechischen Antike spätere Texte aus Philosophie und Geistesgeschichte gegenübergestellt, oft auch Texte von zeitgenössischen Philosophen. Jedem Abschnitt wird eine biographische Skizze des jeweiligen Autors vorangestellt sowie eine Einführung in das Thema des Textes. Im Folgenden möchte ich einige dieser in sich geschlossenen thematischen Einheiten herausgreifen und an ihnen das Anliegen des Buches deutlich machen.

Der 1. Abschnitt trägt den Titel: Mythos und Logos als Formen des Wissens (Textauswahl und Erläuterungen von EKKEHARD MARTENS). Einer der ältesten Texte der griechischen Antike, nämlich Homers berühmte Beschreibung des Schildes von Achill aus dem 18. Gesang der Ilias, wird zwei Abschnitten aus Heideggers „Sein und Zeit“ gegenübergestellt. Damit wird ein Bogen von ca. 2800 Jahren gespannt. Beide Texte sind nicht einfach zu lesen, wobei die gedankliche Abfolge in der homerischen Schilderung als Bild der damaligen Welt und Weltauffassung sich paradoxerweise rascher für den Schüler oder Studenten erschließt als die sehr voraussetzungsreiche und sprachlich spröde Argumentation Heideggers über „Zeug“, „Zuhandenes“ und das „herzustellende Werk“. Zwar leistet Martens in seiner kurzen Einführung zu HEIDEGGERS „Sein und Zeit“ einen gewissen Beitrag zu dessen Verständnis, jedoch glaubt der Rezensent, dass gewisse Arbeitsvorschläge von Martens (z. B. die Frage, wo man „Konvergenzen bzw. Divergenzen zwischen Homer und Heidegger“ ausmachen könne) die Kapazitäten eines unbefangenen (d. h. in der Heideggerlektüre nicht vorgebildeten) Lesers weit übersteigt. Trotz der Interessantheit